



"Auserwählt".

---

# „Auserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Wirthalm.  
Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Nach einer Weile rief der erregte Langenmaier zu den Umstehenden:

„Manner, der ist mehr als grad nur a Kooprater. Jetzt glaub i selbn, daß der a Bsondener ist.“

„Und solchene Augen, was er auf amal hat,“ meinte sein Nachbar, der Jagerer, „die han i noo nie bei ein'm Menschen gseh'n. I moan, mit der Kapelln gib'ts noo an Segn für Bärnmoos.“

„A Wallfahrt werd's allweil“, bestätigte der Lohner.

Und der Jagerer speulierte:

„Da braucht grad noo bei eahm was gsegn, a so berühmt, wie mir Bärnmoosfer werden, dö's hast noo nei erlebt.“

„Sao, ja“, mengte sich der Austragbauer vom Kramjamer ins Gespräch, „dö's ist gweichter Mann, inder Kooprater. Werd's sehn, was i enf sag: Der werd a großer Mann. Der hat an Segen, den spürt ma ganz intwendig.“

„Grad kalt und warm ist's ma abaglaufen, wie er auf mei Broni zuganga ist,“ sprach der Langenmaier. „A Wunder wann mit dem Dirndl gschieht, alles könn'ts haben von mir und i woas net, wieviel als i hergib für die Kapelln.“

„Und i sag enf“, prophezeite der alte Kramjamer, „es werd eppas gseh'n. I spür's intwendig, es werd eppas gseh'n.“

„Und nacha, wann mir a Wallfahrt san, Manner“, machte der Jagerer wieder Pläne, „da werds schau, wie Bärnmoos wachst. Nacha san mir Bärnmoosfer anders berühmt.“

Ganz anders lispelten die Frauen.

Zuerst standen sie um die Broni herum und bestaunten in ihr das wunderbare Wesen. Die Hände hielten viele gefaltet, und manch einer rannen die Tränen über die Wangen.

Endlich flüsterte die Jagerin, als beende sie ein Gebet: „Gelobt sei Jesus Christus, und gwiß werd er helfen.“

Damit war der Bann gebrochen und fast im Chor fielen die anderen ein:

„In Ewigkeit, amen, und er wird helfen!“

„Habts eahm gseh'n? Wie a heiliger Mann ist er dagstanden und hat ihr die Händ aufgelegt. Broni, tua grad nur beten, werst sehn, die Anfall bleibn aus.“

„Und grad zur Broni muas er geh'n“, stimmte die Jagerin ein, „wo s' die Hinfallende hat und wo der heilige Valentin dafür hilft. I sag enf grad das oane: Dö's hat inder hochwürdiger Herr sehoo allsam im voraus gwißt. Drum hat er aa

gleich angeschafft, daß die Kapelln dem heiligen Valentin gweicht werd. Der woas allsam im voraus.“

„Ja, i woas noo guat“, erinnerte sich die Bäuerin vom Lohner, „wie er noo floan gwen ist. Da han i oft bei mir selbn denkt: Der Kohler-Franz, der hat a bsonders Gschau. Und nacha, wie er ins Studi fort ist, da han i gwißt, dar hat a bsondere Gnad.“

„Und überhaupts, wie's kommen ist, daß der Kohler-Franz Geischtli worden ist. Wie sei Mutter auf d' Wallfahrt is auf Kirchental und der Bauer si bald derdö's is allsam so sonderlich. Der muas a große Weis dertwisch habn.“

Plötzlich erinnerte sich wieder die Langenmaierin:

„Und wer beten kann der wird gund! O mei, tean grad betn, daß der Segn net ausbleibt.“

„Der werd gund, hat er gsgagt ... der werd gund!“ lief es die Dorfstraße hinauf und hinab, drang in jedes Haus, und drang zu den Mägden in Ställe und Kammern, ließ die Bürger und Geschäftsteute aufhören, kam zu Griefenböck und seinem Anhang.

Bei den Bauern fand das Wort in dem ewigen Sehnen nach Verkündigung einen bereiteten Boden.

Griefenböck aber lachte mißtrauisch auf.

„Was wär nun das wieder?“ erbohte er sich seiner Frau gegenüber. „Nun so will der gar ein Wundertäter sein?“

„Man sprach doch die ganze Zeit davon“, wagte sie ihren Gesträngen zu erinnern.

„Ach, was wird nicht alles gesprochen.“ Er gab durch eine abweisende Handbewegung seinem Mißtrauen Ausdruck. „So nun scheint er ja Ernst daraus zu machen! Will sich wohl Liebkind machen bei den Bauern. Volkstümlich werden! Und von uns nichts wissen wollen! Na, warten Sie, Herr Kooperator, ich will Sie ein wenig unter die Lupe nehmen! Ihren Oberen gegenüber! Die werden Ihnen die Gasse weisen, in die Sie hineingehören!“

Dies und noch mehr wurde Frau Griefenböck ins Gesicht geschrien, als sei sie der Kooperator, der von Politik und Parteien nichts wissen wollte. Sie hätte vieles widersprechen können. Aber immer, wie sonst auch, schwieg sie als kluge, berechnende Frau, vor dem Zorne ihres Mannes, gab ihm mit eifrigem Kopfnicken recht,





Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

indem sie im geheimen eine Wallfahrt für Bärnmoos erwünschte. Und noch an diesem Abend bedachte sie alles, was sie für ihr Geschäft brauchen könnte, wenn es einmal so weit wäre.

Franz kam mit erregter Stirne zu seinem väterlichen Freund Birnbacher zurück.

Der Kooprator wußte, welche Aufregung nun im Dorfe herrschte; wie das Gerücht nach allen Windrichtungen hinzog und mit jedem Haus zu größerer Gestalt anwuchs; wie durch sein Wort seine erwünschte Kapelle zu einem segnenden Heiligtum erhöht wird.

Aber er wußte nicht, ob er recht getan hatte. Oder ob er sich nur von dem Uberschwange eines augenblicklichen Hochempfindens leiten ließ.

So trat er mit bangem Herzen vor Birnbacher hin und fragte ihn, nachdem er ihm sein Erlebnis erzählt hatte: „Hast du recht getan?“

Birnbacher lächelte zurück. Ein Lachen, das sein Altherrengesicht in Güte und Liebe verklärte:

„Mich fragen Sie? Mich? Bauderer! Banger Mensch! Spüren Sie es denn nicht, wie's in Ihnen lebt? Wie es treibt! Glauben Sie, man kann so was sagen, wenn es der da droben nicht will? Glauben Sie, Sie könnten das sagen, wenn

es nicht gesagt werden muß. Es hat ein jedes Wort seine Stunde, Kooprator. Es verklingt einmal im Rauch wie ein leerer Hauch und ein andermal folgt ihm die Tat. Ich sehe sie kommen.“

„Und was jetzt, was weiter?“ stöhnte Franz auf. „Ich bin doch kein Heiliger! Kein Wundertäter! Was glauben denn die Menschen? Ich bin doch nur ein kleiner Kooprator.“

„Ja, einer, der das „Kind im Bauern“ in sich trägt. Ein Stück keuscher Erde unterm Priestergewand! Das verleiht Kraft, eine große Kraft. Das heißt, ausertoren sein und sich fügen. Nicht fragen, mein Lieber! Die Frage kann nur ans Hirn gerichtet sein, und das ist in diesem Falle dumm. Hinnehmen und sich führen lassen. Von Ihm sich führen lassen. Dann muß zur Stunde das rechte Wort und die rechte Tat kommen.“

Franz vergrub das Antlitz in seine Hände und schüttelte den Kopf, als wollte er eine ungeheure Last abwerfen.

„Und darüber werde ich einsam werden“, rief er aus seiner bedrängten Seele, „abgeschieden von allem Leben, aus dem ich kam.“

Birnbacher nahm seinem jungen Freunde die Hände vom Gesicht. Er behielt sie in den seinen und sah ihn mit tiefem Ernste an.



„Kooperator!“ rief er. Seine Stimme hatte einen dunklen, schweren Klang.

„Wollen Sie sein, was dies Wort verlangt: ein Mitarbeiter Gottes?“

Ein Freudenstrahl flammte in Franzens Antlitz auf und jubelnd rief er die Antwort:

„Ja! Ich will!“

### 8. St. Valentin

Auf dem Brandlerberg, der über Bärnmoos seine grünen Almweiden der Sonne entgegenbreitet, lebte zu dieser Zeit der Vinzenz Fuschlberger. Als Einsiedler hauste er auf seinem Gütl Stodkreit.

Das war wie ein troziges Falkennest in den Berg hineingebaut. Seit Jahrhunderten schon thronte es wie eine kleine hölzerne Burg über Bärnmoos.

Von den Fuschlbergern kam seit urdenklichen Zeiten einer nach dem andern zur Regentschaft über das kleine Fürstentum.

Keiner hatte es verändert: Wie es sich der erste Fuschlberger um 1550 erbaut hatte, so übernahm es der jetzige: fünfzehn Tagbau Wiesen und Wald, fünf Stück Vieh im Stall.

Darin hing ein altes Krummet. Und der Dengelstock vor dem Haus war durch die jahrhundertelange Bearbeitung völlig verklopft. Der Vinzenz ärgerte sich jedesmal, wenn er die Sense darauflegte. Aber er erneuerte ihn nicht.

Die Holzwände in den Stuben überzog eine kohlschwarze Rußschicht. Darunter spann sich das Gebälk von 1550. Die eichene Bank um den Ofen war einmal breiter. Viele, viele Fuschlberger haben an ihr gearbeitet und geruht. Davon wurde sie schmaler. Aber sie blieb. Wenn nun der alte Vinzenz auf ihr saß und vor sich hinsinnierte, dann sah dies aus, als sein ein klobiger Ast aus der Eichenbank gewachsen.

An den Wänden der Stube hingen holzgeschnitzte Heiligenbilder. Derbe, einfältige Gesichter.

Aber das Bauerntum der Bildschnitzer von Stodkreit trieb in den hölzernen Figuren sein heimliches Wesen.

Bildschnitzen, das konnten die Fuschlberger, seit man von ihnen wußte. Weit und breit war ihre Kunst berühmt.

An manch einer Wegkreuzung, zwischen zwei zerzausten Föhren, auf einem gesegneten Fleckchen Erde, aus dem der stumme Zwang zur Andacht atmete, an gefährdeten Plätzen, wo Steinlawinen oder Sturzbäche drohen, stehen die Zeichen der glaubensstarken, einfältigen Kunst der alten Stodkreiter.

Der erste, der damit begann, hatte keinen Lehrmeister.

Er nahm eines Tages ein Stück Holz, ein scharfes Messer, einen Meißel und einen Hammer. Dann trieb er aus dem Scheit ein Jesusgesicht. Es glich dem seinen. Doch dies wußte er gar nicht. Er nahm andere Hölzer, schnitt Arme, Beine und Körper aus ihnen, schlug die Figur ans Kreuz, nahm es auf seine Schulter und zog in seine Berglandschaft hinein.

Ging immerzu. Schritt um Schritt. Er sah in seinen Boden und ward unbestimmt um diese Welt.

Plötzlich verhoffte er an einer Stelle: aus ihr strömte das Geistessein der Erde.

Er grub dort ein Loch für sein Kreuz, stellte es hinein und versicherte es mit fantigen Steinen.

Es stand nun da, so selbstverständlich, als rage es an diesem einen Platz schon seit Jahrhunderten empor.

Der alte Fuschlberger sah zu ihm auf, zog seinen Hut, bekreuzte sich, betete ein stilles Vaterunser, sprach amen zu seinem Werke und trollte wieder heimzu.

Seit diesem Tage gingen die Bärnmoofer an dem Kreuz vorbei. Sie zogen ihre Hüte und neigten ihre Häupter. Doch hatte sich keiner gewundert, daß da der Heiland errichtet wurde.

Dieser erste Bildschnitzer auf Stodkreit lehrte seine Kunst seinem Sohn. Er ließ ihn bei der Arbeit zusehen. Jahrein, jahraus saß der Junge dem Alten gegenüber und sah mit stummen Blicken auf dessen Hände. Sah, wie er das Messer ansetzte und den Meißel führte; sah einen Heiligen nach dem anderen aus den Händen seines Vaters wachsen.

Und mit sechzehn Jahren nahm er dann selbst das Werkzeug zur Hand und ahmte dem Vater nach. Als dessen Hände zitterig wurden, war der Junge der neue Meister. So ging es fort durch sieben Väter, und es schnitzte der Siebente nicht anders als der Erste.

Ihre Kunst war den Stodkreitern das Leben. Still floß es dahin. Ein glimmern-des Feuer, das kein Sturm entfachte. Wie die rote Holzglut die unter der Asche des offenen Herdes nie erlosch.

Die Stodkreiter konnten einsam bleiben. Sie saßen erhöht über der Niederung der Menschen auf ihrem hölzernen Bergnest. Darin sammelten die Jahrhunderte so viel tiefverschlossenes, inwendiges Leben, daß man nie zu einem Ende gekommen wäre, die heimlichen Schätze an Weisheit und Wissen zu heben.

Alle Stodkreiter waren große, einsame Schweiger. Sie sprachen nur durch das Holz. Darenin schnitzten sie ihr Wesen.

Der jetzige Vinzenz Fuschlberger konnte nicht anders sein als seine Vorfahren.





Die Schule wird gedeckt (Gwaai-Schule Dulawaho)

Photo: Mariannhiller Mission

Bis zu dem Sonntage, der der Verklündigung des Kooperators folgte.

An diesem Tage gebot ihm die Zeit, zu sprechen.

Sein Nachbar, der Austragbauer von Lugauf hockte an den Sonntagen gerne in der Stube des Bildschnitzers.

Drum trottete er auch an diesem mit langsamen Schritten und qualmender Pfeife auf Stockreiter zu. Er hatte eine gute Wegstunde dorthin.

Ohne anzuklopfen trat er in die Stube ein. Er brummte „Griak Good!“ und setzte sich auf die Ofenbank. Er saß da, stumm und unbeweglich. Nur unter den buschigen Brauen leuchtete das Feuer des Lebens.

Der Stockreiter sah von seiner Arbeit gar nicht auf. Er wußte, daß der Eintretende der Lugauf war. Er wiederholte seinen Gruß und schnitzte gelassen weiter.

So konnten die beiden Alten stundenlang schweigend den sonntäglichen Frieden feiern. Sie ließen ihre Gedanken durch die Stube weben und nur ein zeitweises, leises Nicken zeigte an, daß sich ihr Denken traf.

Oft schieden sie voneinander, ohne daß einer ein Wort gesprochen hätte.

Doch an diesem Sonntage verdichteten sich in Stockreiter die Gedanken solchermaßen, daß er sein Holzbild in den Schoß sinken ließ, seine grauen Augen auf den Nachbar richtete und sprach:

„Morgen stell i 'n Valentin auf. Den da.“

Er wies mit dem Kopfe nach der Wand hinter sich. Dort hing ein altes, angeruhtes und verstaubtes Bild des heiligen Valentin.

Der alte Vinzenz wußte nicht, wie lange schon die Figur in der Stube hing. Er ahnte auch nicht, welcher seiner Vorfahren sie geschnitzt hatte. Einer tat es einmal, vielleicht vor zwei Jahrhunderten. Der baute auch ein kleines schützendes Dach über den Heiligen und nagelte ihn, ohne langes Besinnen, an die Holzwand fest. So fest, daß das Holzbild unberührt dran haften blieb. Es lebte mit den Stockreitern die stillen Jahrhunderte dahin. Ein wenig erhöht, wie es sich für einen richtigen Heiligen gebührt. Daß er wohl schauen und wachen konnte über die Arbeit die im Gleichtakte unter ihm dahinsfloß.

Doch kümmerte sich keiner um ihn.

Bis eines Tages — auch dies geschah schon vor vielen Jahren — der Vinzenz unversehens zu dem Heiligen ausblickte. Langsam und lange betrachtete er ihn, bis in ihm ein Gedanke reifte:

„I woß net, der hat a bsunders Gschau. Mande, leicht muaßt noo amal aber von deiner Wand.“

Aber diesen Gedanken zogen fünfundvierzig Jahre hinweg. Aber den Vinzenz ließ er nicht mehr los. Nun kannte er das Geheimnis.

Der Lugauf folgte der Kopfbewegung seines Nachbarn. Er betrachtete eine Wei-



le die Figur und dann frug er: „Hat er aa schoo a Weich?“

„Die hat er, wann i eahm hintri stell“, brummte der Stockreiter.

„Is a großer Heilliger, der Valentin.“

„A guater Heilliger. Aber er verlangt sein Brauch. Dal s' eahm neumodisch kommen, dös mag er net. Drum muaf der unsere hintri und nacha werd der Segn net ausbleiben. Den infern kennt er, der heilige Valentin, was woaf i, wie lang schoo. Da mag er oans aa anhören, wenn ma bet zu eahm. Aber dös gipserne Glump, was s' jezt in die Kapelln einistelln, wo soll denn dös noo a Heilliger mögen? Wo toah Müah dran ist und foa Arbeit! Na, da denkt si eahm der heilige Valentin grad was und toan tuat a nix. Is aa wahr und recht hat er! A so a Verachtung, was dös ist mit die Gipsmandl. Grad auszahnen tean s' infere alten Heiligen.“

„Und nacha moanst, daß die die Kapelln um 'n Valentin umadum baum werd'n?“

„Dös muaf sein und drum stell i eahm hintri. Lang gnua hat er warten müassen auf dös. Aber er hat leicht Derweil ghabt. Schlecht ist eahm bei ins aa net ggangen.“

„Ja, wie nur alles z'sammepaßt, Stockreiter. Afrat wie's der heilige Valentin habn möcht.“

„So werd's sein. Und mir ist aa wöhlter wordn dabei.“

„Ja, gell, 's Alloanssein werd hart auf d' Weil.“

„Jetzt nimmer, Zugauf. Jetzt woaf i, daß's guat ist, daß d' Stockreiter ausgschnitzt habn. Daner nach dem andern hat den Valentin aufghalten, bis auf mi. Und i muaf eahm abtragen ins Achental und da werd er a ganz a großmächtiger Heilliger sein. Is dös net Sach gnua, daß d' Stockreiter gschnitzt habn? Brauchst da leicht noo mehra? Naa, Zugauf, i kann sterbn und staaß i d' Gruabn zu die andern Stockreiter abischliefn. Sie werd'n mi guat empfangen und wir werd'n a Eintritt habn. Weil die ganze Arbeit nur givon ist für den oan oanzigen Valentin. Und weil der warten hat müassen, bis der Kohler-Bua kommen ist und a Priester, a hochgtweichter, worden ist. Und bis i's gwißt hab, daß er abi muaf! Was braucht ma da noo schnitzen? Wordn ist, was werd'n hat müassen und mehr kann foana im Leben toan.“

Es war alles gesagt. Drum schwiegen die beiden wieder.

Leise kratzte das Messer des Stockreiters über das Holz in seinen Händen. Leise knisterte es in dem Holze der Wände und der Figuren.

Und die Rauchschwaden aus den Pfeifen zogen langsam über die Köpfe der

beiden Alten und über die Heiligen hinweg.

Ein stiller, heimlicher Segen breitete sich aus der rauchgeschwärzten Stube über den Bärnmooser Bergwinkel aus.

Und also geschah es: Der alte Vinzenz stieg am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang auf die Stubenbank. Er reckte seine krumme Gestalt und hob den geschnitzten Valentin von seinem altgewohnten Platz.

Er tat es vorsichtig. Mit zarten Griffen, als nehme er ein Kind in seine Hände. Behutsam stieg er wieder von der Bank herab.

Das Bildwert lag in seine Arme gebettet und der Stockreiter sah prüfend darauf. Da merkte er erst, daß der gute Heilige von dem jahrhundertlangen Hängen verrußt und verstaubt war. Sein Antlitz war kaum mehr zu erkennen und um sein Haupt moderten dicke Spinnweben.

Darüber jammerte der Vinzenz:

„Jetzt waarst so bald dersticht in lauter Ruß und Staub. Aber siagst, Valentin, 's ist immer guat, wann ma eppas derwarten kann: Wird nimmer lang dauern, nacha werd di jeden Tag a Mesner abputzen. Woafst schoo, mit die ganz feinen Staubbesen, die wo so lind toan.“

Aber den hatte der Stockreiter nicht. So holte er seinen groben Küchenbesen und fuhr dem Valentin über Kopf und Körper, daß es nur so staubte und er selbst pusten und husten mußte.

„A so kann i di doo net abihängen. Dös muafst doo selbn verstehn“, sprach er dem Heiligen gut zu. Mit bittendem Ton, als suche er ein Verzeihen ob der groben Arbeit.

Der Valentin ließ es sich gern gefallen und nachdem sein gutes Holzgesicht wieder fein säuberlich in die Welt sah, nahm ihn der Vinzenz zärtlich untern Arm und trollte sich ins Tal hinab.

Aus Osten, über den Bärnmooser-Berg, leuchtete das junge Rot des kommenden Tages. Aus den Wäldern riesen die Spötter und Finken ihr erstes Morgengebet jubelnd in den versinkenden Sternenhimmel.

Da und dort läutete der dumpfe Klang der Allmgloden über die grünen Herbstwiesen. Die roten Herbstzeitlosen erwachten aus ihrem Schlaf und öffneten ihre Blüten der aufgehenden Sonne zu.

Und eben, als sie ihren Strahlenkranz über das Bärnmooser-Land hernieder sandte, stand der alte Vinzenz Fuschlberger an der Stätte, wo Franz Eisenbichler die Achleitner Kessel aus den Fluten holte.

Es stand neben dem Felsen eine uralte, wetterzerzauste Föhre. Ein heimlicher, großer Wille hatte sie einst gepflanzt. Der



Stockreiter ahnte die Zeit, da ihr Samenforn in die Erde versenkt wurde. Dazumal, da sein Urahn den heiligen Valentin schnitzte, der nun an dem graubraunen, moosüberwucherten Stamm erhoben werden mußte.

Der Vinzenz, der letzte Züscherberger, tat dies mit keinem anderen Sinn, als einstens da und dort im Bärnmooser-Land seine Vordern ihre Schnitzwerke errichteten: mit einfachem Gemüte, mit hingebender Demut an ein Muß, zu dem ihn sein dunkles Ich zwang.

Nach getaner Arbeit nahm er seinen Hut vom Haupte, sprach ein Vaterunser und mit dem Amen wandte er sich zum Gehen.

### 9. Das Wunder

Der Achleitner hatte die Schläge gehört. Er ging vor sein Haus, um zu sehen, wer in früher Morgenstunde auf seinem Grunde arbeite.

Als er den Stockreiter Bildschnitzer sah, leuchteten seine Augen auf. Er kehrte wortlos in sein Haus zurück, um ein paar kurze Bretter, Holzkumpen und Werkzeug zu holen.

Damit eilte er zur Föhre. Er traf den Stockreiter nicht mehr an.

Der stieg zu seiner Holzburg hinan und hörte aus der Ferne die Hammerschläge des Achleitners. Der Bauer errichtete unter dem heiligen Bilde eine kleine Betbank. Damit wurde die zweite Arbeit für das Werk getan.

Zur sechsten Morgenstunde legte der Achleitner Hammer und Säge beiseit und kniete als erster auf seiner Betbank nieder. Er dankte dem heiligen Valentin für Schutz und Schirm und flehte ihn um Fürbitte an.

Die Bäuerin trug zu dieser Stunde die frischgemolkene Milch aus dem Stalle in die Küche. Dort vermißte sie ihren Bauern, der gewohnt war, um diese Zeit seine Milchsuppe zu trinken. Sie trat vors Haus, um Nachschau zu halten. Da sah sie ihn vor der Föhre knien.

Es zog sie mit heimlicher Gewalt hinab. Sie nahm an dem stillen Gebet ihres Mannes teil und senkte in demütigem Dank ihre Augen vor dem Schutzpatron des Achentalles.

Bald folgten auch die Söhne und Töchter des Achleitners. Als letzte trippelte die Risl den Hang hinunter und huschelte sich an die kniende Mutter.

So lagen die Achleitner-Bauern vor Gottes Angesicht auf ihrer Erde und sprachen dem Vater die Dankgebete nach.

Holzarbeiter kamen vom Dorf her. Stumm, mit langen, langsamen Schritten und qualmender Pseife strebten sie der Arbeitsstätte zu.

Sie sahen die Achleitner vor der Föhre knien. Einer nach dem andern verließte die Pseife, schob sie in die Tasche und gestellte sich zu ihnen.

Vom Achental her kamen Frauen und Mägde. Sie wollten nach Bärnmoos. Aber sie konnten an der Föhre, an dem heiligen Bilde nicht vorbei. Eine ihnen unbewußte Hand führte sie vom Wege ab, den kleinen Hang zur Ache hinunter. Ihr Morgenschwaß verstummte, das Lachen ihrer Augen schwand dahin, ihre Knie zog es zur Erde hinab und ihre Gebete klangen in den sonnigen Morgen.

Und es raunte durch ihre Reihen:

„Das ist ja völlig wieder ein Wunder! Auf einmal hängt der heilige Valentin da!“

Eine der Mägde litt es nicht länger auf dem Plage. Sie erhob sich und eilte nach Bärnmoos, den Menschen das Neue, das Ungewöhnliche zu sagen.

Eben gingen die Frauen zur Morgenmesse. Da hielt sie die Magd auf und nun eilte die Sage von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, bis sie, in dem tiefen Drange nach einem Segen, sich zu dem Rufe erhob:

„Kommt auf Achleiten! 'n heiligen Valentin haben s' aufgricht. Allsam beten s' zu eahm!“

Die Frauen ließen die Morgenmesse gut sein. Sie eilten Achleiten zu. Die Mägde liefen vom Stalle weg. Die Kühe blieben halbgemolken stehen. Die Burtschen und Männer warfen das Arbeitszeug hin und machten sich auf den Weg zu dem Wunderplage. Die Kinder rannten zwischen ihnen durch und sprangen voraus. Und bald pilgerte das ganze Dorf durch das Tal der Achen.

Zwischen den vielen Leuten aber trug der Langenmaier-Bauer seine lahme Broni dem neuen Gnadenorte zu. Die Seinen und viele andre umringten ihn. Ihr lautes Flehen und Beten klang durch das stille Tal. Es war ein frohes Rufen, als wußten sie, daß sie der mächtige Fürbitter erhören müßte.

Herr Birnbacher machte erstaunte Augen, als er aus der Sakristei in seine Kirche eintrat und die Bänke leer fand.

Er sah den Mesner fragend an. Der zog die Schulter hoch und wußte keine Antwort.

So entschloß sich Birnbacher, in die Sakristei zurückzukehren, um Nachfrage zu halten.

Da empfing ihn sein Kooperator.

Dem hatte die Babett die sonderbare Nachricht aus dem Dorfe gebracht und er eilte in die Kirche, um seinen Pfarrherrn zu verständigen.



In kurzen, abgehackten Worten teilte er das Ereignis mit.

Seine Stimme, sein Körper zitterten. Ein Feuer lohte in ihm auf. Er wußte, daß sein Schicksal die Stunde der Entscheidung gebracht hatte: Nun mußte offenbar werden, ob die wunderbare Kraft, die die Menschen von ihm erhofften, ihn innewohnte oder nicht.

Birnbacher horchte auf. Freude, selige Freude ergriff ihn. Und sein frommes Herz öffnete sich dem jungen Freund.

„Kooperator!“ rief er. „Jetzt ist die Stunde da, die kommen mußte!“

Mit diesem Ruf der Zuversicht wurde es in Franzens Herz stiller und mit einemmal fühlte er wieder, wie jene sonderbare Kraft aus dem Ur seiner Seele emporwuchs. Jene unheimliche, heilige Kraft, die er lieben und fürchten mußte.

Sie bezwang ihn.

Und die große Ruhe in Gott, die Ruhe des Erwählten und Gesegneten strömte in seine Seele.

Franz war bereit.

Als Birnbachers helles Auge dies erkannte, rief er:

„Gehen Sie! Die Menschen warten auf Sie!“

Dann ging der Pfarrer in die Kirche zurück und brachte das Meßopfer in hingebender Andacht dar. Noch nie fühlte er sich so innig mit seinem Gotte vereint wie an diesem Morgen.

Franz schritt den Kirchberg hinab.

Diesmal dachte er nicht mehr daran, daß ihm seine Bauern mit offenen Armen entgegenkommen werden; er sah kaum, wie die wenigen Menschen im Dorfe vor ihm zurückwichen. Ja, er sah nicht mehr seine Heimat, er fühlte in dieser Stunde nicht mehr, daß er über seine Erde schritt. Er vergaß, daß ihn einst diese Scholle gebär.

Seine Kraft trug ihn vorwärts. Dies Unermeßliche, das seine Seele weitete. Diese ertiefte Gewalt, um die nur der weiß, der je von ihr erfaßt wurde. Die ihm mit jedem Atemzug zurief: Deine Seele, dein Herz, deine Hände, deine Augen können beten!

Sie können beten ohne Worte! Sie beten durch die Tat!

So kam er zu seiner Föhre, zu seinem Bildwerk. Zu diesen geweihten Symbolen, die für ihn errichtet wurden, daß er die Menschen aus dem Tale des täglichen Lebens hebe; daß er ihnen zeige, wie die Allmacht ewig um ewig auf ihr Beten warte!

Das Bärnmoojer Volk stand in dichten Scharen auf dem Stüdtchen gesegneter Erde.

Jedoch der Vinzenz Fuschlberger von Stodreit war nicht unter ihnen.

Er stand in seiner Stube inmitten der Heiligen und rief Gott an:

„Vater, hast's guat gmoant mit die Stodreiter! Jetzt setzt eahner noo 's Krönl auf und laß werd'n, wie's werd'n muß!“

Die Kraft dieses Wunsches erfaßte die Bärnmoojer. Sie knieten, von einem Willen, von einem Bitten, von einem Hoffen befeelt, vor dem alten Bilde:

„Heiliger Valentin, bitt für uns!“

Und die Eltern setzten ihre kleine Broni an die Föhre. Ganz dicht an den Heiligen heran, daß er sie gewiß nicht übersehen könne.

Die Menschen umringten das kranke Mädchen und die Kraft ihrer Gebete ballte sich zum Himmel empor.

So traf Franz die Seinen wohl vorbereitet für sein Werk.

Als er in ihrer Mitte erschien, verstummte ein Väter nach dem anderen.

Weißevolle Stille ruhte im Aemental. Selbst des Baches Flüstern klang nur wie ein sanftes Raunen. Aber die Wipfel strich ein feiner, zarter Wind. Es klangen des Herrgotts Melodien in der weitentlegenen Schlucht.

Die Bauern traten vor dem Priester zurück. Sie öffneten ihm eine Gasse zu dem kranken Mädchen.

Franz schritt hindurch. Er glaubte zu schweben.

Denn fühllos wurde sein Körper und frei seine Seele.

Er trat hinter die Broni. Seine Hände legte er auf ihren Scheitel.

Sein Haupt erhob er, seine Augen weiteten sich.

Seine Seele erhob sich und strömte durch das Bildnis des Heiligen, durch den alten, dunkelgrünen Wipfel der Föhre hinweg über Wald und Berg, seiner Heimat zu: dem ewigen Land der Güte, der Liebe und des Verzeihens.

Und senkte sich im Gebete vor dem allmächtigen Throne:

„Gnade! Gnade! Herr, Herr!“

Die Seele empfing und glitt wieder herab zu den Menschen: aus dem ewigen Raum in das Land der Zeiten, durch die Berge und Wälder, durch die Föhre, durch das Bildnis in seinen Leib, in seine Hände.

Und die Gnade strömte aus diesen in das kranke Kind.

(Fortsetzung folgt.)